

# Lebe weiter, Rio Doce!

Vor drei Jahren vergiftete Minenschlamm in Brasilien eine ganze Region. Lässt sich ein komplett zerstörter Fluss retten? VON FABIAN FEDERL



Verheerung am Rio Doce: Die Lawine löschte mehrere Dörfer aus

Als der Schlamm den Fluss hinunterrollte, saß Seu Vicente in seinem Fischerboot. Erst wurde das Wasser dick, als hätte jemand saure Sahne untergehoben. Ein erdiger Geruch wehte über den Fluss. Dann sah Vicente die Welle. Erst durchsichtig und rein, Flusswasser, wie er es kannte. Doch Fische sprangen aus den Wellen, schnappten nach Luft. Dahinter, den Fluss vor sich hertrieb, kam der Schlamm, rot und dick. Er erreichte Vicentes Motorboot, hob den Kahn hoch, der Motor heulte, als müsste die Schraube durch Lehm schneiden.

Seu Vicente ist am Ufer des Rio Doce geboren, vor 43 Jahren, 20 Kilometer außerhalb der Stadt Governador Valadares. Diese liegt eine Tagesreise nördlich von Rio de Janeiro, der Zwölf-Millionen-Metropole an der Küste Brasiliens. Vicente hat traurige, dunkle Augen und die Haut eines Mannes, der täglich in der feuchten Hitze arbeitet. Sein Vater war Fischer, sein Großvater ebenfalls. Er sitzt auf seinem Klappstuhl vor einer kleinen Fischzucht, für die er heute arbeitet. »Mehr als die Hälfte meines Lebens habe ich auf dem Fluss verbracht«, sagt er. Das Land lieferte ihm Bohnen, Mais, Süßkartoffeln, der Rest kam aus dem Fluss. Vicente trank sein Wasser und goss damit den Gemüsegarten, er aß seine Fische. »Ich kenne den Rio Doce wie die Innenfläche meiner Hand«, sagt er. »Seit jenem Tag erkenne ich ihn nicht wieder.« Am Abend, als der Schlamm sich über die gesamte Breite des Flusses gelegt hatte, kniete sich Vicente ans Ufer und weinte.

Am nächsten Morgen kam die Fäule. Fische, auf der Suche nach Sauerstoff an der Wasseroberfläche erstickt, begannen zu vergammeln, es roch nach Tod. 30 tote Capybaras, pitbullgroße Meerschweinchen, steckten vor Vicentes Anlegestelle im Dreck. Sie hatten versucht, den Fluss zu durchqueren. Die Kuh des Nachbarn lief, auf der Suche nach Wasser, immer weiter in den Schlamm, bis sie stecken blieb und nach sieben Tagen starb. Ein Polizist klopfte am Abend bei Vicente und sagte ihm: nichts anfassen. Der Fluss sei giftig. »Es war ein Stich ins Herz«, sagt Vicente, »mir wurden Boden, Heimat und Routine genommen.« Noch heute denkt er täglich an das Ereignis, das sich nun zum dritten Mal jährt.

Am 5. November 2015 um 15.30 Uhr brach 300 Kilometer stromaufwärts der Damm des Absetzbeckens Fundão. Der Schlicketeich aus Bergbaubabfällen, Erzresten und Lösungsmitteln lief aus – der Müll aus mehreren Minen des Bergbaukonzerns Vale do Rio Doce. Die Lawine rollte auf das Dorf Bento Rodrigues zu. 62 Millionen Kubikmeter. Die Welle schwappte am Dorf vorbei, klatschte gegen den Hang eines Hügel, machte kehrt und floss mitten durch Bento Rodrigues. Sie riss 200 Häuser mit, den Altar der Kirche, den Billardtisch aus Sandro Bar, Dutzende Autos, Straßenschilder, Ziegel, Müll. Die Bewohner retteten sich auf kleine Inseln im Meer aus Schlamm. Als die Welle vorbeigezogen war, wurden 19 Leichen aus der meterdicken Erdschicht geborgen.

Der Schlamm schwappte von Bento Rodrigues aus in den Rio do Carmo, drückte dessen Wasser aus dem Flussbett und überflutete die Ränder. 90 Kilometer östlich erreichte er ein Wasserkraftwerk, vor dem sich ein Großteil des Erzabfalls staute, nur ein Teil floss ab, in den Rio Doce. Als der Brei am 9. November Governador Valadares erreichte, die größte Stadt entlang des Rio Doce, verstopfte er die Leitungen der Wasserversorgung. Am 12. November wurde Wasser auf Lastwagen nach Governador Valadares gefahren, die ersten Lieferungen wurden geplündert. Am 13. November wurde das Militär nach Governador Valadares geschickt. Es dauerte eine Woche, bis die Stadt wieder Trinkwasser hatte. Sieben Tage später erreichte der Schlamm den Atlantik. Er tötete marines Leben im Umkreis von 40 Kilometern. Auf seinem Weg hatte er 228 Dörfer und Städte getroffen, sechs ausgelöscht. 86.000 Quadratkilometer – eine Fläche, so groß wie Österreich – wurden erstickt.

Die Lawine ist die größte Umweltdisaster der Landesgeschichte. Seit dem Unglück wurden Tausende Programme eingerichtet, zur Wiederherstellung und Prävention. Ziel ist: Der Rio Doce soll gesund werden. Hunderte Wissenschaftler, Unternehmer und Aktivisten versuchen seither die Frage zu beantworten: Wie soll das gehen?

Der Rio Doce zieht sich über 853 Kilometer vom Hochland des Bundesstaates Minas Gerais bis in den Atlantik, vorbei an 4,1 Millionen Uferbewohnern, sein Becken hat eine Fläche von der Größe Portugals. Er ist einer der großen Flüsse des Landes. Nirgendwo in Brasilien ist die Landschaft so degradiert wie hier. Seit Kolonialzeiten werden an seinen Ufern Erze abgebaut, Gold, Diamanten, Zink, Eisen. Hier stand einst dichter Regenwald. Heute sieht man nur noch nackte, baumlose Hügel, Weidflächen für die Rinderzucht. Brasiliens einzige Eisenbahnstrecke zieht sich entlang des Rio Doce, um Erze aus dem Inland zum Hafen von Vitória zu bringen.

Seu Vicente steht, in roten Shorts und gelben Flipflops, an einer Kurbel und zieht ein grobschichtiges Netz mit Dutzenden zappelnden Tilapias aus dem Wasser. Er greift einen Fisch heraus, schlägt ihm mit einem Holzknüttel auf den Kopf, knipst mit einer Zange die Flossen ab, schabt die Schuppen ab und nimmt den Fisch mit einem Schnitt und einem Handgriff aus. 20 Sekunden pro Tier, Vicentes Kunden stehen in der Schlange, staunen und nicken. Die Fischzucht, in der Vicente heute arbeitet, liegt an einem Seitenarm des Rio Doce, den die Welle nicht erreichte.

Der damals abgelagerte Schlamm besteht aus Eisen, Phosphor, Kalium, Natrium und Kalzium, Wasser, Sand und Erde. Aber auch aus Quecksilber, Aluminium, Arsen und Blei. An einigen Stellen haben die erhöhten Nährstoffwerte für explosives Wachstum an den Ufern gesorgt. Andere Spezies sind ausgestorben. »Das Ökosystem hat sich neu geordnet«, sagt Renata Campos, Ökologin an der Universität Univalde. Der Fluss ist voll mit Piranhas, die vom Massensterben angelockt wur-

den. Er hat die Farbe geändert. Zuvor traten hier Blaualgen auf, heute sind sie ausgestorben. Eine Quallart, *Calvadosia corbini*, wurde komplett ausgerottet. Die Giftstoffe sind bis heute im Umlauf. »Es gab einen starken Anstieg an Hautkrankheiten und Depressionen in den betroffenen Gebieten«, sagt Campos. Viele Vergiftungen durch Schwermetalle entwickelten sich langfristig. Welchen Schaden die Katastrophe verursacht hat, wird man erst nach einigen Generationen wissen.

Seu Vicente ist einer von 8500 direkt betroffenen Uferbewohnern in Governador Valadares, sie bekommen Entschädigungen und Sachleistungen. »Ich habe mehr Geld als davor«, sagt Vicente, »aber ich würde lieber wieder mit dem Fluss leben.« Der Fischer



An der Mündung des Rio Doce ergoss sich die toxische Brühe in den Atlantik

suchte sich neue Fanggründe, trug Schlamm von seinem Garten ab und versuchte sich in dem Leben nach der Katastrophe einzurichten. Dann kam die Regenzeit. Und alles begann von vorn.

Die Welle hat alte Sedimente freigeschaufelt, Quecksilberreste aus dem Goldrausch im 19. Jahrhundert, Minenabfälle, die Vale do Rio Doce jahrzehntlang ungefiltert in den Fluss abführte. In jeder Trockenzeit liegen diese alten Sedimente frei. Der gigantische Schlammberg, der noch immer hinter dem Wasserkraftwerk lagert, beginnt zu trocknen. Dann kommt der Regen, dicke tropische Tropfen klatschen auf den Dreck, lösen ihn, spülen ihn herunter, zurück in den Rio Doce.

Den Fluss auf den Zustand vor dem Unfall zurückzubringen reicht nicht mehr. Er muss grundgereinigt werden, entlastet, geschockt, wiederbelebt. Was Stiftungen, Bürgerinitiativen, der Staat und ja, Unternehmen, heute am Rio Doce tun, ist ein Laborexperiment für jedes vergiftete Flusssystem, mit oder ohne Dammbrech.

Der Damm brach, weil die Minenfirma Samarco, ein Joint Venture von Vale do Rio Doce und BHP Billiton, an Sicherheitsmaßnahmen gespart und Behörden belogen hatte, so stellte das Gericht fest. Die Mutterfirmen wurden zu 20 Milliarden Reals Geldstrafe verurteilt, 4,7 Milliarden Euro. Zwei Milliarden Reals für Betroffene, 18 Milliarden zur Wiederherstellung der Natur. Mit dem Geld wurde eine Stiftung gegründet, geleitet von Wissenschaftlern aus Umweltschutz und unabhängigen Forschungsinstituten. Fundação Renova wurde sie getauft, Stiftung Erneuerung. Mithras ist sie die Hoffnungsträgerin der Gegend, eine attraktive Arbeiterin, mit Einfluss und vor allem Ressourcen, mit denen sie die drei Schritte zur Wiederbelebung des Rio Doce finanziert: entlasten, säubern, mit frischem Wasser versorgen.

Den Rio Doce flussabwärts, dreieinhalb Stunden an nackten, trockenen Hügeln vorbei, wird der Fluss steiniger, die Dörfer leerer, wildwesthafter. Am Rande von Aimorés, einem Dorf mit wenig mehr als ein paar Bars und dem Bahnhof des Konzerns Vale do Rio Doce, steht ein auffälliges Landhaus, wie aus Südf Frankreich eingeflogen. Palmen säumen die gepflasterte Zufahrt, Libellen surren, und Vögel singen. Der ehemalige Landstz des berühmten brasilianischen Fotografen Sebastião Salgado ist heute Hauptquartier seiner Stiftung: Das Instituto Terra, ein renommiertes Umweltinstitut des Landes, wurde vor 20 Jahren gegründet. Damals schon mit dem Ziel, den Rio Doce zu retten. Ironischerweise hilft der Dammbrech, dieses Ziel zu erreichen.

Isabella Salton, eine Mittvierzigerin aus São Paulo, leitet das Institut. Sie läuft im schnellen Schritt über das Anwesen, wirft über jede Ecke eine Anekdote ins Gespräch, und wann immer es geht, spricht sie in Metaphern. »Fallt Regen auf meinen Kopf, und sie fährt sich durch die langen, blonden Haare, »werden die nass. Richtig?« Sie wartet, bis der Zuhörer nickt. »Fällt er auf eine Glatze, läuft das Wasser ab.« So sei das mit den Hügeln. Und wenn das Wasser die Stirn herunterrinnt, halten es die Wimpern noch einmal auf. So sei das mit den Uferwäldern. Die Bewaldung auf dem Hügel sorgt dafür, dass das Regenwasser langsam abläuft, den Fluss nicht flutet, die Erde nachhaltig befeuchtet und den Fluss über einen längeren Zeitraum befüllt. Die Uferwälder schützen den Fluss vor Erdbeben, säubern das Wasser, halten Landwirtschaftsabfälle fern und haben den ganz simplen Vorteil: Wo Wald ist, kann keine Fabrik sein.

Das Instituto Terra will Ufer und Hügel bewalden. Nicht weniger als 7600 Hektar entlang der gesamten Länge des Rio Doce. 18 Jahre lang wurde es für diesen großwahnsinnigen Plan belacht. Nach dem Unfall kam Geld, von der Fundação Renova. Minenunternehmen klopfen an, fragen, was sie tun könnten, um den Fluss zu retten. »Nicht aus Liebe«, sagt Salton, »sondern aus Schmerz.« Kein Fluss, das heißt für das Minenunternehmen: kein Kühlwasser. Und damit: keine Produktion. Selbst jene Minen, die seit dem Dammbrech stillgelegt sind, sollen wieder in Betrieb genommen werden. Technisch sind sie bereits, die Bevölkerung ist aber noch traumatisiert – zumal da die Entschädigungen den Betroffenen nur zögerlich

ausbezahlt werden. Schneller geht es mit den Naturschutzmaßnahmen voran.

Salton läuft an einem kleinen Teich vorbei. Er wird von einer natürlichen Quelle gespeist, darauf schwimmen Seerosen. »Die Farm hier war komplett vertrocknet«, sagt sie. Heute stehen auf den über 600 Hektar zwei Millionen Bäume, 30 einheimische Spezies. Die Stiftung hat vertrocknete Quellen wiederhergestellt. Ist das Wasser zurück, kommen Bakterien, Pflanzen, Tiere. »Das gilt genauso für den Rio Doce«, sagt Salton. In Tropengebieten entstehen Quellen in der Regenzeit, in Rinnen und teils unterirdisch, in Sickerkanälen, fließt das Wasser den Hügel hinab. Irgendwo quillt das Wasser wieder heraus. Jedes Mal, wenn das passiert, gilt das als eine Quelle. Der Rio Doce, so schätzt Isabella Salton, hat 370.000 Quellen. 300.000 davon seien vertrocknet.

Auf seiner kleinen Veranda – sie ist mit einer Plane überspannt – sitzt Seu Salvador, 71 Jahre alt. Er trägt ein Supermarkt-Werbepäckchen und ein ausgewaschenes Brasilien-Shirt. Er blickt auf seine kleine Farm, neun Hektar, mit Bohnensträuchern, Pfefferbäumen, Cashew, Kokos, Papaya. Ihm gehören 14 Kühe und ein paar Hühner. Er ist hier geboren, der siebte von zehn Brüdern. Als er ein Kind war, lief ein kleiner Bach durch sein Land, der Rio Catulé, der einige Kilometer weiter in den Rio Doce floss. Ein Flussbett mit feuchten Blättern erinnert daran. Schuld am Verschwinden des Gewässers seien die nackten Hügel, in der Regenzeit flüße alles ab, in der Trockenzeit bliebe nichts mehr übrig, und alles trockne aus. Jahrelang war die Farm dann wie Zunder, immer wieder brannte es. Bis im vergangenen Jahr junge Leute vom Instituto Terra bei ihm anklopfen.

Sie sprachen von Quellen, von Versickerung, von der Wiederbelebung des Rio Doce. Sie ließen ein Handbuch da, das er aufschlägt. Er zeigt auf die Bilder und Symbole, lesen kann Seu Salvador nicht. Er habe die Schritte einen nach dem anderen befolgt. Er die Quelle lokalisiert, dann umzäunt. »Damit die Kühe nicht drauftrampeln und draufackern«, sagt er. Kot und Urin würden das Wasser aus seiner Quelle verunreinigen. Entlang des Verlaufs des Sickerkanals hat Seu Salvador tief wurzelnde Sträucher angebaut, die die Erde lockern. Er ließ das Wasser einfach ablaufen, bepflanzte die feuchten Stellen nicht – immerhin der fruchtbarste Boden auf seinem Grundstück.

In diesem Jahr sieht er schon die Veränderung, es ist feuchter, grüner, der Rio Catulé ist noch kein Bach, aber ein Rinnsal. Wegen einer einzigen Quelle, markiert mit einem QR-Code, den die Leute vom Instituto Terra einscannen. Alle zehn Tage prüfen sie. Sein Nachbar hat auch, der daneben 14 Quellen. 511 solcher Quellen wurden dieses Jahr wiederhergestellt, es dauert also noch, bis die 300.000 erreicht sind. Sein Land, erinnert sich Seu Salvador, war so schlimm heruntergekommen, wie man es sich nur ausmalen könne. »Wenn es gelingt, das hier zu retten«, sagt er, »dann klappt das überall!«



Im Kino spielt Fabiana Escobar sich selbst als »Chefin des Hügels«, hier steht sie in der Favela Rocinha

# Bibi, die Gefährliche

Fabiana Escobar war einst »Koks-Baronin« in Brasilien. Heute ist sie ein Fernsehstar und macht aus der Gewalt eine Show **VON FABIAN FEDERL**

**E**ine gewundene Straße führt den Hügel Favelinha hinauf, an provisorischen Häuschen und Kneipen mit Plastikstühlen vorbei. Am Eingangstor eines halb zerfallenen Hauses steht ein junger Mann mit gezogener Pistole. Er schreit eine Frau an: »Was machst du mit diesem *vacilão*, diesem Verräter?« Die Frau, stämmige Statur, feine Gesichtszüge, drückt ihn zur Seite und antwortet: »Wer ist hier der Chef?«

Die *dona do morro*, Chefin des Hügels, ist sie: Fabiana Escobar. Und auf der Terrasse des Häuschens liegt ein Rivale, der auf ihr Kommando hin erschossen worden ist. Die Frau ist hier, um die Arbeit ihrer Killer zu kontrollieren, sie beugt sich über die Leiche. Dann nickt sie, zieht ihre hochhackigen Schuhe aus, zündet sich eine Zigarette an und sagt zu ihrem Begleiter: »Das war's schon für heute.«

Diese Szene wird bald in Brasilien im Kino zu sehen sein, in einem Film über Drogenhandel und den Alltag in der Favela. Die Frau, die sie hier gerade dreht, ist aber nicht bloß irgendeine Schauspielerin. Es ist die frühere Chefin einer Drogenbande, Fabiana Escobar. Die Ex-Gattin des einstmals größten Drogendealers der Stadt wurde früher Bibi Perigosa genannt – Bibi, die Gefährliche. Ihr Ex-Mann, Saulo da Sá Silva, sitzt inzwischen im Gefängnis, aber sie ist frei. Mit dem kolumbianischen Drogenboss gleichen Namens hat Escobar übrigens nichts zu tun, der Name ist in Lateinamerika sehr verbreitet. Doch wie er in Kolumbien ist Bibi Escobar in Brasilien berühmt, sie ist ein Fernsehstar und eine Bestsellerautorin. Sie steht für beruflichen Erfolg – so sieht sie das. Sie stehe für die »Reinwaschung des organisierten Verbrechens« – so sieht es der frühere Justizminister Alexandre de Moraes.

## Das Publikum aus der Mittelschicht feiert sie mit einer Mischung aus Grusel und Spaß

»Ich habe das Gesetz gebrochen, beweisen kann es mir aber keins«, sagt Escobar. Jedenfalls wurde sie für ihre Rolle als Partnerin des Gangsters nie belangt. Sie zieht aus den wilden Zeiten aber eine Menge Profit: Escobar wird von ihrem Publikum, das überwiegend aus der Mittelschicht stammt und nie im Leben einen Fuß in eine Favela setzen würde, mit einer Mischung aus Grusel und Spaß gefeiert.

In vielen Teilen Rios und auch in Escobars Heimatfavela Rocinha herrscht seit ein paar Monaten Krieg. Einige große Drogenbosse der Stadt sind in den vergangenen Jahren ins Gefängnis gesteckt worden, die Polizei und die Sicherheitskräfte griffen vor

der Fußball-WM 2014 und den Olympischen Spielen 2016 hart durch, jedoch befehligen einige der Festgenommenen nun aus dem Gefängnis ihre Banden. Als die Spiele vorbei waren, blies sie zum Angriff auf Territorien der Konkurrenz: Eroberungen und Rückeroberungen führten zu einer Eskalation der Gewalt, die auch auf einige bürgerliche Stadtteile übergriff.

Anfang dieses Jahres marschierte sogar das Militär in Rio ein, um die Polizei zu unterstützen. Die Gewalt ist dadurch nicht zurückgegangen. In der ersten Hälfte dieses Jahres starben bei 4892 Schießereien 742 Menschen. Alle paar Tage müssen die großen Stadtautobahnen gesperrt werden, weil Bewohner der gegenüberliegenden Straßenseiten in eine Schießerei verwickelt sind. Eine halbe Million Bürger hat inzwischen die App »Onde Tem Tiroteio« heruntergeladen, die anzeigt, wo gerade in Rio eine Schießerei stattfindet.

Fabiana Escobar, 38, macht aus alledem eine Show. Sie wirkt an diesem Drehtag überhaupt nicht gefährlich, eher rastlos, unbeschwert, bisweilen albern. Sie flirtet mit dem Hauptdarsteller, unterbricht an einem Punkt die Dreharbeiten, um dem Regisseur ein lustiges Video auf Instagram zu zeigen. Sie spricht schnell. »Wir drehen hier in der Favelinha, weil die Rocinha zu gefährlich geworden ist«, erklärt sie. Mit einem Nicken deutet sie auf das bunte, schiefe Häusermeer auf dem Nachbarhügel, die Rocinha, wo sie zu Hause ist.

Minuten später trägt sie einen Motorradhelm. Sie rast über Serpentinengassen der Favela durch Straßen, die nach oben führen, wo sich Geschäfte aneinanderreihen und Busse in unmöglichen Geschwindigkeiten durch die Gassen brettern.

Wie viele Menschen hier leben, weiß keiner so genau. Laut der offiziellen Zählung der Stadt Rio sind es 62.000. Fabiana Escobar schätzt die Zahl auf 150.000, der Einwohnerverband auf 250.000. Keinen Zweifel gibt es jedoch daran, dass Fabiana Escobars Ex-Mann Saulo da Sá Silva zu Beginn des Jahrestausends der wichtigste Drogenhändler hier war. Nicht nur das: Zusammen mit dem *chefe do morro* Bem-Te-Vi organisierte er nahezu alle Dienstleistungen der Favelas, Nahverkehr, Strom, Wasser und Satellitenfernsehen. Für stadtweit berühmte Feste luden sie Musiker ein, mieteten Soundanlagen, bestellten Getränke. Sie waren Monate im Voraus ausgebuht, und Motoraxi-Brachten Kunden aus den reichen Stadtteilen auf den Hügel, wo sie ihr Geld ausgaben. Sie ließen die Bevölkerung mitprofitieren, zugleich waren sie das Gesetz: Wie alle Drogenbarone erwarteten sie Loyalität von den Einwohnern oder zumindest Schweigen.

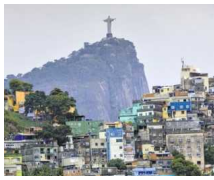
## Die Drogenbanden und ihr Zuhause

### Die Gangs

Die Drogenbanden in Brasilien sind organisiert wie Unternehmen. Zum Comando Vermelho etwa gehören verschiedene **Regionalleiter** und lokale **Geschäftsführer**. Diese wiederum haben ihre eigenen Händler, Soldaten, Späher. Das Geschäft ernährte lange Zeit ganze Stadtviertel, die Favelas. Doch seit in den Armenvierteln praktischer **Krieg** herrscht und das Militär einmarschiert ist, läuft der **Drogenhandel** schleppend. Das führt ironischerweise dazu, dass es in den umliegenden Vierteln gefährlicher geworden ist. Durch Querschläger und weil viele der Kids, die zuvor Späher oder kleine Dealer waren, dort jetzt Leute ausräumen.

### Die Hügel

In Rio liegen Armenviertel wie Rocinha (kleines Foto) auf Hügeln. Das Leben dort gleicht in vieler Hinsicht dem in anderen Stadtteilen: Es gibt **Bankfilialen**, **Burgerläden**, **Fußballplätze**. In der Regel sind die Mieten am Fuß eines Hügels teurer als weiter oben. Am billigsten wohnt man, wo es dunkel und gefährlich ist.



Fabiana Escobar, geboren 1982, lernte das Gesetz der Hügel von Rio schon früh kennen. Sie wusste, wie attraktiv es für Jugendliche war, auf der Seite derer zu stehen, die Loyalität verlangen konnten. Ihr erster Freund war ein Drogendealer des Comando Vermelho, jener Gang, die am Ort ihrer Kindheit regierte. Der Jugendschwarm wurde nach seinem 18. Geburtstag erschossen. Noch vor dem Schulabschluss bewarb sie sich aber später für ein Studium der Sozialarbeit. Im Motivations schreiben schilderte sie ihre Gründe: Sie wisse, wie es mit dem Drogenhandel ist, und sie wolle lernen, es zu verhindern.

Zur selben Zeit lernte sie Saulo da Sá Silva kennen, einen, der keine Drogen nahm. Sie glaubte, dass er den rechten Weg einschlagen würde. 17 war sie da, die beiden heirateten wenig später und zogen zusammen. Er arbeitete bei der Post und nahm Abendunterricht. Sie studierte und half nebenbei auf dem Polizeipräsidium als Aushilfe mit. Doch später, 2002, bat ein Freund Silva um Hilfe: ein paar Aufträge, viel Geld, eine einmalige Sache – und der Freund war Fernandinho Beira-Mar, Chef des Comando Vermelho. Zwei Jahre später wurde Silva wegen Drogenhandels festgenommen, und spätestens da stieg auch Escobar in den Drogenhandel ein. Bibi, die Gefährliche – die Bezeichnung stammt aus jener Zeit.

Escobar parkt das Motorrad vor ihrem Haus. Es liegt an einer steilen Seitenstraße der Rocinha, nackte Ziegel, ein wenig schief und mit einer spektakulären Aussicht auf die Rocinha. In der Ferne sieht man das Meer. Auf einer Terrasse stehen Plastikstühle und ein Grill, der offenbar größtenteils als Aschenbecher benutzt wird.

Nach der Verurteilung ihres Ex-Manns sei sie wieder so arm wie früher gewesen. So erzählt es Escobar heute. Ihre Scheidung sei damals schnell gegangen. Doch als die Polizei um die Zeit der Sport-Großereignisse von Rio herum mit Sonder-einheiten die Favelas stürmte und Patrouillen durch die Straßen schickte, wurde auch sie regelmäßig vorgeladen. Ihre Nachbarn mieden sie als »Drogenbraut«. Sie begann damals ein Blog, über ihren Alltag, die Unsicherheit und Angst der Favela-Besucher, die sich nun vor den verbliebenen Drogenbanden und den patrouillierenden Polizisten gleichermaßen schikaniert sah. Eine berühmte Drehbuchschreiberin stieß auf ihr Blog. Damit begann Escobars neue Karriere: 2012 tauchte Bibi Perigosa zum ersten Mal als Nebenfigur in einer Telenovela namens *Salve Jorge* auf.

Dann erschien Escobars Name immer wieder in den Zeitungen und den Klatschshows, anfangs als »Ex-Frau des Drogenbarons«, später als Schauspielerin, als Autorin. Escobar gründete eine Thea-

tergruppe in der Rocinha, dreht Filme mit Laiendarstellern aus der Favela. Sie schrieb drei Bücher, und auf einem davon basiert eine weitere Telenovela, in der berühmte Schauspieler auftraten. 50 Millionen Zuschauer verfolgten die Geschehen. Am Abend für Abend.

Auf der anderen Seite von Escobars Terrasse, wo die Häuschen der Rocinha die Felswand Pedra da Gávea hochwachsen, in Richtung der teuersten Stadtteile Rios, fliegen schmale gelbrote Linien durch die Luft. Scharfe, spitze Knalllaute in kurzen Abfolgen, dann dumpfere, hohle Trommelklänge. »Das erste sind Schüsse«, sagt Escobar, »das zweite Warnfeuer.« Escobar bleibt ruhig, fast amüsiert, es ist die dritte Schießerei an diesem Tag. Warnfeuer bedeutet, die Polizei ist involviert, es wird wohl eine Razzia sein. »Keine Sorge«, sagt Escobar, »die sind nicht meinetwegen hier.« Ihr ist klar, dass das der erste Gedanke ist, der einem Fremden an diesem Ort kommen könnte.

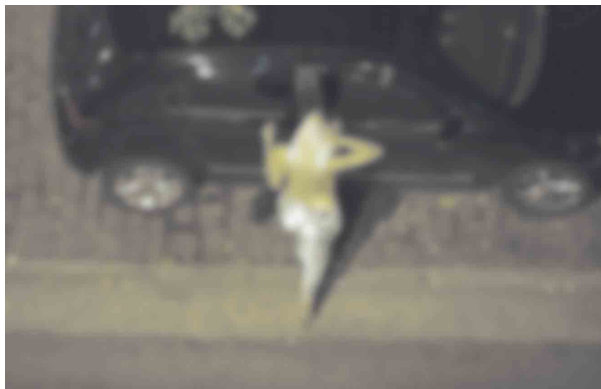
## Ihr Leben zeige, sagt sie, dass es einen Weg abseits des Drogenhandels gebe

Wie kann sie zwischen ihren ehemaligen Feinden und der Polizei unbefelligt leben? Sie lacht und schwenkt ihren Arm über die Rocinha. »Ich kenne alle«, sagt sie, »und alle kennen mich.« Aus Kindheitstagen stammten ihre Kontakte zum Comando Vermelho. Aus Drogenzeiten die zu den anderen Gangs. Die Einwohner kennen sie, weil sie berühmt ist und auf der Straße alle paar Minuten für ein Selfie angehalten wird. Auch von Polizisten. »Ich habe den Spitznamen »Perigosa« immer so verstanden«, sagt Escobar. »Gefährlich heißt nicht, ich sei gewalttätig. Ich kann einfach gut mit allen. Alle lieben mich. Das ist gefährlich.«

Escobar sagt, dass sie keine Widersprüche in ihrer Lebensgeschichte sieht – in der sie mal Bibi, die Drogenbaronin, und mal Fabiana, die studierte Sozialarbeiterin, war. Sie wurde berühmt als Täterin, als Akteurin im Drogenhandel, als Teilnehmerin an einer Gewaltspirale.

Sie selbst sieht sich als Helferin: Mit ihrer Berühmtheit bringe sie Menschen in die Öffentlichkeit, die sonst nicht gehört werden. Ihr eigenes Leben zeige den jungen Leuten außerdem, dass es einen Weg abseits des Drogenhandels gebe. Aber hat sie ihre Position nicht bloß deswegen erreicht, weil sie zunächst im Drogenhandel aktiv war? Sie schaut die Hügel hinab, wirkt unkonzentriert und antwortet mit großer Beiläufigkeit. »Das gehört zu den Umwegen, die das Leben nun mal nimmt.«

# Verschwinden in Rio



Sie waren Nachbarn, jetzt ist ihr Telefon tot und unser Autor sucht die Stadt nach ihr ab.  
Die Transfrau Thais arbeitet als Prostituierte – eine gefährliche Kombination in Brasilien

VON FABIAN FEDERL

Thais war 26, als ich neben ihr einzog. Avenida Prado Júnior, Rio de Janeiro. Elfter Stock, ich im Apartment 22, Thais gegenüber. Wir hatten schnittgleiche Wohnungen, 30 Quadratmeter, Kochische, falsches Fischgrätparkett und Azulejo-Fliesen, die Klotür aus Plastik ratschte beim Öffnen, als zöge man Rolläden durch eine rostige Schiene. Wir trafen uns, wie man Nachbarn so trifft, auf dem Gang, im Aufzug, in den Läden, Bars und Restaurants. Manchmal stießen wir, spätnachts, überarbeitet oder schlaflos, aufeinander, im Cervantes, dem Sandwichladen an der Ecke. Standen dann stundenlang, das Sandwichpapier noch in der Hand, an unsere Wohnungstüren gelehnt und quatschten. Am Tag, als ich nach Deutschland zurückkehrte, versprach ich, Bescheid zu sagen, sollte ich zurückkommen.

Acht Jahre später, Sommer 2018, plante ich, nach Rio zu reisen, einige Wochen zuvor rief ich Thais an. Es knarzte und zipte, dann sagte eine elektronische Frauenstimme auf Portugiesisch: „Diese Nummer existiert nicht.“ Ich fragte gemeinsame Bekannte, meine damalige Mitbewohnerin. Keiner wusste etwas. Online war sie schon damals nicht zu finden, sie misstraute dem Internet.

Für einen kurzen Moment dachte ich, vielleicht hat Thais einfach woanders neu angefangen. Ich wusste, das ist unwahrscheinlich. Die Avenida Prado Júnior hat schon viele verschluckt. Vor allem Menschen wie Thais. Sie ging dem gefährlichsten Beruf der Welt nach, in seiner gefährlichsten Form. Sie erzählte mir Geschichten, von Verschollenen, Entführten, Ermordeten. Thais hätte sich von Freunden, Bekannten verabschiedet, um zu signalisieren: Alles gut bei mir. Da war ich mir sicher. Es musste also etwas anderes sein, dachte ich mir, ich würde in der Prado Júnior vorbeischaun.

Von der Prado Júnior ist es nicht weit nach ganz oben, 50 Meter zum Windsor, 300 Meter zum Hilton, 700 Meter zum Copacabana Palace, wo einst Marlene Dietrich sang. Davor der Strand, Postkartentmotive und Kokosnusswasser, und die einzig sinnvolle Hintergrundmusik aus Fahrraddlautsprechern, der Bossa nova, der unweit von hier geboren wurde.

Genauso weit ist es nach ganz unten, dorthin, wo Thais arbeitete. Im Ciccolina, einem der bekanntesten Puffs Rios. Im Café Senso mit den roten Lackstühlen im Fenster. Im Barbarella, im Dolce Vita. Am Ende der Prado Júnior wo die Lockfrue, psst, querido, – psst, Liebster – von allen Seiten kom-

men, vor der 24-Stunden-Apotheke, wo Kondome und Gleitcremes, Wund- und Heilsalben erwerblich sind. Prostitution ist in Brasilien legal, Teil des Straßenbildes in jeder Großstadt. Prostituierte arbeiten bisweilen bargeldlos, mit Arbeitspapieren, es gibt die Wahl zur „Miss Prostituta“. Laut offiziellen Schätzungen arbeiten rund eine Million Prostituierte im Land, je nach Verband wird mit dem fünf- bis zehnfachen davon gerechnet. Es gibt ganze Prostituiertenviertel, Jardim Itatinga in Campinás gilt als das größte der Welt, die Ladeira da Montanha in Salvador wurde

Thais hätte sich  
von Freunden  
verabschiedet –  
es musste  
also etwas  
anderes sein

von Jorge Amado, die Vila Mimosa in Rio von Stefan Zweig beschrieben.

Thais lebte und arbeitete im Herzensdieser Branche. Laut einer Studie der Johns-Hopkins-Universität wird man in keinem anderen Berufswahl wahrscheinlich Opfer eines Mordes. Für Thais galt das doppelt. Weil sie anders war. Was ihr Leben hier sehr viel gefährlicher machte als sie, zu vor mir, und wohl auch sich selbst, zugeben wollte. Thais wurde als Mann geboren. Und Brasilien ist weltweit eines der gefährlichsten Länder für Transmenschen.

Wie Thais zu ihrer Geburt hieß, sagte sie mir nicht, ich fragte auch nie. Sie erzählte wenig von ihrer Kindheit, in Teresópolis, der schönsten der alten deutschen Siedlungen im Bundesstaat Rio de Janeiro. Über der Stadt erhebt sich, wie eine Mahnung, ein spitzer Fels, der „Finger Gottes“. Thais' Mutter war Hausfrau, putzte bei wohlhabenden Nachbarn, ihr Vater war Beamter der Stadtverwaltung. Ihre Jugend war, so erzählte sie es, ereignislos. Bis zu dem Moment, als sie sie selbst wurde. Mit 15? 18? 20? Klar ist, als sie in der Avenida Prado Júnior einzog, war sie, zweifellos, Thais.

Die Straße, die sie aufnahm, ist ein Netzwerk, wie es in vielen brasiliani-

schen Großstädten existiert. Es gibt hier Unterkünfte und Beratung für frisch angekommene Transmenschen aus dem Hinterland, wo viele vor Gewalt und Ausgrenzung fliehen. 752 000 Transpersonen leben, laut einer Schätzung des größten Trans-Verbands ANTRA, in Brasilien. Es existieren Solidaritätskundgebungen, die Pride Parades in São Paulo und Rio gelten als die zwei größten der Welt, riesige Murals, 40 auf 10 Meter, in São Paulos angesagtestem Park, der stillgelegten Hochstraße Minhocão, zeigen Bilder von stolzen Transmenschen. Einer der größten Popstars des Landes, Pablo Vittar, ist ein Transmann und pingpong fließend die Gender wie im Karneval.

Und trotzdem, so erzählte mir es Thais damals, und so hörte ich es später auf der Suche nach ihr, immer wieder, gibt es kein Land, in dem Transmenschen gefährlicher leben.

Brasilien ist Weltrekordhalter in Gewalt gegen Transpersonen. Von ANTRA bekomme ich die Zahl: Alle 48 Stunden wird hier rechnerisch ein Transmensch ermordet, 170 Menschen allein in 2017. Ich schreibe die Menschenrechtsgruppe „Grupo Gay da Bahia“ an, ihre Zahl ist ähnlich: 445 LGBT-Personen wurden 2017 getötet, davon mehr als die Hälfte Trans.

An einem der Abende in Rio sitze ich in meiner Unterkunft, 15 Minuten von der Prado Júnior entfernt, und verliere mich im Googeln. Ich stoße auf ein Video, in dem eine Transfrau namens Dandara vor laufender Kamera todgeschlagen wird, das Video hat hunderttausende Klicks, ich finde dutzende Versionen davon, darunter eines der britischen Boulevardzeitung „Daily Mirror“. Ich finde Videos von Evangelikalen, die Transmenschen „heilen“ wollen, und Reden des rechtspopulistischen Präsidentschaftswärters Jair Bolsonaro, der dafür wirbt. Ich versuche mehrfach, mich in Rio mit Bruna Benevides zu treffen, der ersten Trans-Stadträtin Brasiliens, um mit ihr über die Arbeitssituation von Transmenschen in Brasilien zu sprechen. Sie sagt die Treffen kurzfristig ab, verweist auf Dokumente von ANTRA: Der Arbeitsmarkt ist nahezu abgeriegelt, steht darin. Rund 90 Prozent der Transbevölkerung, so die Schätzung, arbeiten oder arbeiteten deshalb in der Prostitution. Und selbst hier, in den klassischen Prostitutionsvierteln, werden sie geächtet. In der Vila Mimosa in Rio etwa gilt: keine Trans, keine Homosexuellen. Deshalb die Prado Júnior.

Ich nehme die Metro nach Copacabana, laufe, vorbei an Saftläden, Schuhgeschäften, Cervantes' Sandwichladen, in Richtung Prado Júnior 281. Am Hausein-

gang sitzt unter falschen Marmorplatten ein gelangweilter Wächter. Er kenne die Bewohner von 2010 nicht, er arbeite erst seit vier Jahren hier. Ich klinge an der Tür des Apartments 21, eine alte Frau öffnet die Tür. „Nie gehört“, sagt sie. „Da wohnt ein Ehepaar, soweit ich weiß.“ Die Vermieterin kenne sie nicht. Thais, so viel ist sicher, wohnt nicht mehr hier.

In der Wäscherei Buenos Aires, wo Thais an Wochenenden vor den Trommeln stand, mit den Fingern einen Rhythmus auf der Maschine klopfte, ungeduldig, um nach längsten Erledigungen den Tag beginnen zu können, zieht die Frau an der Kasse die Schultern hoch. Der Name sage ihr nichts. „Es ist ja nicht so, als kenne man sich in dieser Art von Nachbarschaft.“

An der Ecke Prado Júnior und Nossa Senhora de Copacabana, wo der stete Wind vom Atlantik durch die Häuserreihen inland weht, beschreibe ich dem Kellner des Café Dante Thais' Aussehen, dass sie hier gern früstückte, als es noch ein Saftladen war. „Bei uns stehen eine ganze Menge von denen herum“, sagt er, „man kann sich ja nicht jeden Namen merken.“

Die Verkäuferin am Tabakstand vor dem Barbarella, einem der Lokale, in denen Thais verkehrte, erinnert sich nicht. „Liebster“, sagt sie und wedelt eine bis auf den Filter heruntergebrannte Zigarette vor meinem Gesicht, „die Leute kommen und gehen. Bin immer nett zu denen, sind ja auch nett zu mir. Gott sei mit ihnen.“

2009, im Februar, wenn Rio unerträglich heiß ist, schwül und windstill, kam Thais am Bushaltestelle Novo Rio an, mutmaßlich ohne die Absicht, in der Prostitution zu arbeiten. In ihrem Gepäck hatte sie einen Stapel Kopien ihres Lebenslaufes vorstaut, die sie schon am ersten Tag nach dem Einzug an Geschäfte in der Umgebung verteilte. Sie wollte, wie alle Töchter und Söhne der Mittelschicht, eines verzeihen: Dort oben auf den Hügeln, in eine der Favelas ziehen zu müssen.

Sie begann in einem der Mate-Läden an der Metrostation Siqueira Campos zu arbeiten, wo die Favelas Ladeira dos Tabajares und Morro dos Cabritos, das Herz Copacabanas überblicken, wie früher der Finger Gottes ihre Jugend. Zwei Monate lang verkaufte sie Käsebällchen und Sandwiches: zuckrige Teigrollen, kalten Mate-Tea, Guaraná, Açai. Dann wurde ihr gekündigt. Grund unbekannt. Thais sagte, weil sie Transist und der Chefbefunden habe, das verstörte die Kundschaft.

Ich frage im Laden nach, die Dame schüttelt den Kopf. Thais, keine Erinne-

rung daran. Vielleicht eine andere Filaie? Es gibt zwei weitere „Rei do Mate“ hier, zwei „Megamatte“, ein „Big Mate“, in keinem kennt man Thais. Ich frage mich, ob alle so vergesslich sein können. Gab sie einen anderen Namen an? Arbeitete sie überhaupt hier?

Wenn Thais aus ihrem Leben erzählte, tat sie das stets im Überschwang, laut, fingerzeigend, mit Klatschen und Schnippsen. Sie lachte, wenn es nichts zu lachen gab und schaute ernst nach der Pointe eines Witzes. Hielt inne. Und lachte erneut los. Ihre Geschichten wirkten sorgsam konstruiert, wie viel aber davon wahr ist, wer weiß? Wer überprüft sich die Aussagen einer Nachbarin? Was sicher ist, was wahr und überprüft ist, ist lediglich das, was in der Avenida Prado Júnior 281, zwischen April und Juli 2010 geschah. Und das, was im Nachhinein, 2018, noch davon aufzuspüren ist.

Nach ihrer Kündigung liefen wir uns öfter im Gang über den Weg, dann, etwa zwei Wochen später, begann ich jeden Abend, das Klackern ihrer Absätze zu hören. Sie achtete auf einen eleganten Gang, in hohen, spitzen Schuhen, selbst wenn sie Hausrat zur Müllklappe schleifte. Die Tür quietschte, manchmal pfliff Thais ein Lied, manchmal bellte ihr Hund, ein kleiner, beige-weißer Terrier, oft winselte er, bis sie zurückkam. Zwischen zehn und zwölf erschien das Klackern ihrer Absätze wieder, begleitet von einem dumpfen Tappen. Später, nach ein oder zwei Stunden, quietschte die Tür

stets frisch geglättet, mit auswachsenden, hellen Spitzen. Die Gesichtszüge fein, der Hals gestreckt, als sei sie permanent dabei, etwas zu schlucken. Oft stellte sie sich zusätzlich am Ende der Prado Júnior und wartete, flüsterte ihr psst, querido. Die Männer, die zu ihr kamen, waren meist wohlhabend, nicht zwingend reich, aber – Fingerschnipsen-arm waren die sicher nicht. In der Prado Júnior und in Glória, dem anderen Transstrich der Stadt, verkehrt eine seltsame Mischung der Bevölkerung Rios, Banditen und Krawattenträger, die sich sonst nur bei einem Überfall über den Weg laufen würden. Sie erzählte, dass man von dem Job leben könne, dass sie damit kein Problem habe, dass sie nicht unbedingt damit hausieren gehe, dass sie sich nicht schäme, aber...

In der Telefonzelle an der Ecke Prado Júnior und Viveiros de Castro klebten hunderte Anas, Tatianas, Brunas, Larissas, Livias. Hin und wieder eine Thais, Thays, Thaya, darüber das Bild einer Fremden.

Frage an die Dame der 24-Stunden-Apotheke. Eine Thais? „Leider nein.“

Eine Möglichkeit habe ich mir von vornherein offen gelassen. In der Hoffnung, sie nicht zu nutzen. Der Plan war: Ich finde Thais. Nicht: Ich bestätige, dass Thais nicht zu finden ist. Ich lasse eine Woche vergehen, dann wie, in der Zwischenzeit gehe ich immer wieder in die Prado Júnior, zu Cervantes, ans Ende der Straße, an den Strand, setze mich, an der Ecke vor der Nummer 281, in Dantes Café und warte.

Dann, irgendwann, nehme ich mein Telefon und rufe an, einige Minuten später poppt in meinem Mailfach eine Liste auf. Letzte Einträge der Beobachtungsstelle für Gewalt gegen Transmenschen, nur für Rio de Janeiro, nur im ersten Halbjahr, fast alle Prostituierte: 22. Juni 2018, Nikolly Silva, unbekanntes Alter, gesteinigt. 19. Juni 2018, Bebê, 33 Jahre alt, erschossen. 7. Mai 2018, Matheus Passarelli Simoes Viera, 21 Jahre alt, totgeschlagen und verbrannt. 30. April 2018, Raunna Silva, etwa 25 Jahre alt, erschossen. 30. April 2018, nicht identifiziert, unbekanntes Todesursache. 3. April 2018, Andressa Muda, 30 Jahre alt, unbekanntes Todesursache. 17. März 2018, nicht identifiziert, gefoltert, hingerichtet. 1. März 2018, Alessandra da Silva Alves, 50, erschossen. 23. Februar 2018, Claudia Oliveira, erschossen. 1. März 2018, Nayara Montenegro, 30, erschossen. Danach, eine doppelte so lange Liste von versuchten Morden und eine endlose Liste an schweren Körperverletzungen. Keine Thais.

90 Prozent der  
Transmenschen  
hier arbeiten in  
der Prostitution.  
Und werden  
selbst da geächtet.

wieder, ein Paar Schuhe verließ die Wohnung. Manchmal mit einer Verabschiedung, até a próxima, amor, bis zum nächsten Mal, Liebster. Thais kletterte ihr Foto in das Innere der violetten, gelben und grünen Telefonzellen der verschiedenen Anbieter Brasiliens, darunter ihre Kontaktdaten. Groß, schlank und dunkel war sie, ihre Haare